

„Die Unterschiede sind minimal“

Männer sind vom Mars, Frauen von der Venus? Alles Unsinn, sagt Cordelia Fine.
Die Neurowissenschaftlerin über geschlechtsspezifische Gehirnleistungen und das Versagen der Forschung dazu

INTERVIEW: CHRISTINA BERNDT

Gerade hat Cordelia Fine auf dem Gelände der ehemaligen Carlsberg-Brauerei in Kopenhagen einen Vortrag über ihr Lieblingsthema gehalten: die Macht der Vorurteile über Mann und Frau. Frauen können schlechter einparken? Jungen denken analytischer als Mädchen? Männer sind schweigsamer, und Frauen können schlechter Karten lesen? Die britisch-kanadische Psychologin, Neurowissenschaftlerin und Publizistin entzieht solchen Stereotypen die angebliche wissenschaftliche Basis. Auf dem Weg in den Garten, zum Interview, läuft Fine allerdings erst mal in die falsche Richtung.

SZ: Ihr Orientierungssinn ist nicht gerade der beste?

Cordelia Fine: Ich kenne mich hier einfach nicht so gut aus. Ich würde sagen, mein Orientierungssinn ist durchschnittlich.

Durchschnittlich für eine Frau? Oder können Sie auch mit dem Durchschnittsmann mithalten?

Der Unterschied zwischen den Geschlechtern ist in dieser Frage nicht so groß, wie immer kolportiert wird. Das gilt übrigens nicht nur für den Orientierungssinn, sondern für fast alle Gehirnleistungen.

Bücher wie „Warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken“ oder „Männer sind vom Mars, Frauen von der Venus“ erzählen aber etwas anderes.

Wir Menschen packen die Dinge eben gerne in Schubladen. Das ist übrigens wieder so eine Gemeinsamkeit von Männern und Frauen. Aber wissenschaftlich zu halten sind diese Thesen keineswegs.

Nicht? Selbst wissenschaftliche Arbeiten stützen die These, dass Männer und Frauen reichlich verschiedene Wesen sind.

Wenn man sich diese Arbeiten einmal genau anschaut, dann werden die Unterschiede stark überbewertet. In Wirklichkeit sind sie minimal: Wie groß ist die Wahrscheinlichkeit, dass ein Kind, das überdurchschnittlich viel redet, ein Mädchen

„Studien, die keine Unterschiede finden, gelten häufig als langweilig.“

ist? Gerade mal 52 Prozent. Wie groß die, dass ein Kind mit einem überdurchschnittlich guten räumlichen Vorstellungsvermögen ein Junge ist? Auch nur 54 Prozent. Und trotzdem entstehen daraus Schlagzeilen, wonach Mädchen etwa erwiesenermaßen redseliger seien.

Auch wenn 52 Prozent wenig sind, so zeigen sie doch einen Unterschied.

Solche Zahlen sind immer nur Momentaufnahmen. Und sie verwässern noch mehr, wenn man die verschiedenen Eigenschaften eines Menschen auf einmal betrachtet. In der Gesamtschau werden die Unterschiede zwischen Frauen und Männern noch kleiner.

Zum Beispiel?

Was denkt man denn, was typisch weibliche Eigenschaften sind? Empathie, Expressivität, soziales Verhalten, Sprachtalent, Interesse an Kunst, Beziehungsinteresse, Monogamie. Und typisch männliche? Schweigsamkeit, Analytik, Interesse an Wissenschaft, dreidimensionales Denken, Aggression, Promiskuität. (Lauter) Und, gibt es hier einen richtigen Kerl, auf den nur die männlichen Eigenschaften zutreffen und keine von den weiblichen? (Schaut sich um und lacht) Wohl nicht. Unser Charakter ist eben ein komplexes Mosaik.

Aber sind es nicht berechtigterweise die Unterschiede, die uns faszinieren? Das, was gleich ist, ist doch langweilig, oder nicht?



Cordelia Fine, 1975 in Toronto geboren, studierte Psychologie und Neurowissenschaften. Mit ihrem Mann und zwei Söhnen lebt sie in Melbourne. Als Autorin reüssierte sie mit dem Buch „Die Geschlechterlüge“.

FOTO: DEAN CAMBRAY

Es ist schön und spannend, wenn man menschliche Besonderheiten betrachtet. Nur: Wenn man diese auf das Geschlecht zurückführt, hat das eben keine verlässliche Basis. Man muss nur in andere Länder gucken: In Japan finden sich in Sachen Ängstlichkeit überhaupt keine Unterschiede zwischen den Geschlechtern. Und unter schwarzen Amerikanern gibt es keinerlei Unterschiede zwischen Männern und Frauen, was das Selbstbewusstsein betrifft. Leider wissen wir insgesamt aber viel zu wenig über Studien, bei denen keine Unterschiede gefunden wurden.

Warum?

Wissenschaftler arbeiten die Unterschiede auch deshalb heraus, weil sie so mehr Aufmerksamkeit für ihre Arbeiten bekommen. Studien, die keine Unterschiede finden, gelten häufig als langweilig und werden nicht publiziert.

Weil es eben spannender ist, wenn das Ergebnis lautet: Männer sind Forscher, Frauen mehr auf Sicherheit bedacht?

Das ist ein perfektes Beispiel dafür, wie Befunde der Hirnforschung nach Belieben interpretiert werden. Die Philosophin Robyn Bluhm von der Old Dominion University in Virginia wollte herausfinden, inwieweit sich die Gehirne von Männern und Frauen beim Verarbeiten emotionaler Prozesse unterscheiden. Dabei hat sie auch drei wissenschaftliche Studien entdeckt, die Männer und Frauen beim Glücksspiel beobachteten. Die Forscher untersuchten, welche Veränderungen es bei riskantem Spiel in einer bestimmten Gehirnregion gab, dem präfrontalen Cortex. Das ist die Region, die die Kontrolle über unsere Emotionen übernimmt. Dieses Gehirnareal brauchen wir also, wenn wir uns riskant verhalten: Unser Wille drückt dann unsere Angst weg.

Und? Drücken Männer mehr als Frauen?

Die Ergebnisse der drei Studien zu dieser Frage waren komplett verschieden. Die erste Studie fand mehr Aktivität im Cortex bei Männern, die zweite weniger und die dritte eine ähnlich große Aktivität bei Männern und Frauen. Das Bizarre aber war: Alle drei Wissenschaftlerteams interpretierten diese komplett unterschiedlichen Ergebnisse in die gleiche Richtung – nämlich dahin, dass Männer mehr Kontrolle über ihre Emotionen hätten als Frauen.

Wie ist das möglich?

Mehr Aktivität bei Männern zeigte den Autoren, dass deren Emotionskontrollzentrum eben härter arbeitet und sie sich deshalb riskanter verhalten würden. Weniger Aktivität bei Männern zeigte den Autoren dagegen, Männer würden ihre Emotionen eben effizienter kontrollieren.

Die Ergebnisse wurden also dem herrschenden Bild angepasst?

Und wie – obwohl ja gerade die Wissenschaft offen dafür sein sollte, dass Ergebnisse überraschen und die Hypothese eben nicht bestätigen. Als mir zum ersten Mal aufging, dass Wissenschaftler mit den gleichen Stereotypen arbeiten wie andere Leute, war das ein richtiger Schock für mich.

Was hat diesen Schock ausgelöst?

Das war in der Bibliothek der Universität Melbourne. Dort fiel mir zufällig das Buch „Sexual Science“ von der amerikanischen Historikerin Cynthia Eagle Russett in die Hand. In dieser Analyse der Viktorianischen Zeit zeigt sich, wie Wissenschaftler damals die Ergebnisse ihrer Hirnforschung in Abhängigkeit von den damals herrschenden Annahmen interpretierten. Sie waren überzeugt, dass Frauen dümmer als Männer seien. Weil Männer größere Gehirne haben, musste ein großes Gehirn also für mehr Intelligenz stehen. Da merkte ich, dass die Mechanismen in der heutigen Wissenschaft auch nicht viel anders sind.

Heute lernen Kinder aber doch schon in der Schule, dass die Größe eines Gehirns rein gar nichts bedeutet und der Mensch mit dem größten jemals vermessenen Gehirn schwachsinnig war.

Ja, in Sachen Anatomie ist man weiter. Heute würde man nicht mehr argumentieren wie der Neurologe Charles Dana im Jahr 1915 in der *New York Times*. Er hat da allen Ernstes behauptet, dass Frauen über weniger politisches Verständnis verfügen als Männer, weil ihre obere Wirbelsäule kleiner sei. Daraus schloss Dana auch, dass Frauen besser kein Wahlrecht erhalten sollten. Diese Diskussion haben wir nicht mehr. Aber dafür haben wir andere, sehr ähnliche Diskussionen.

Nämlich?

Heute heben viele Wissenschaftler darauf ab, dass männliche und weibliche Gehirne anders verdrahtet seien. Die These stammt aus den 1980er-Jahren. Demnach haben Jungen eine größere rechte Hirnhälfte, die ihnen musische und mathematische Talente mitgibt. Mädchen hätten dagegen eine größere linke Hirnhälfte, die sie zu sozialeren Wesen mit größerem Sprach-

talent mache. Die Theorie wird derzeit immer weiter ausgebaut.

Stimmt sie nicht?

Es gibt zahlreiche Studien, die keinen Unterschied zwischen den Hirnhälften von Neugeborenen fanden. Außerdem ist die Zuordnung von geistigen Leistungen zu Hirnhälften ebenso fragwürdig wie eben in früheren Zeiten die Zuordnung der Größe des Gehirns zur intellektuellen Leistungsfähigkeit. Auch die gern herangezogenen Aktivitätsmessungen im Gehirn erlauben keine verlässliche Interpretation. Ich hoffe, dass es nicht noch einmal hundert Jahre dauert, bis auch die daraus gezogenen Schlüsse als lächerlich gelten.

Seit Ihrem Schockerlebnis lässt Sie das Thema offensichtlich nicht mehr los.

Ich halte Aufklärung in diesem Bereich für extrem wichtig. Gerade weil die Wissenschaft doch auf den ersten Blick so verlässliche Aussagen liefert, muss man hier besonders vorsichtig sein. Das Gefährliche

„Frauen wird eben auch eingeredet, dass sie diese Dinge nicht so gut könnten.“

daran ist nicht nur die voreingenommene Interpretation von Forschungsergebnissen. Die gezogenen Schlüsse beeinflussen auch wieder die Haltung der Menschen, die sich in ihren Weltanschauungen bestätigt fühlen und diese über Generationen weiter tradieren.

So halten sich Vorurteile, wonach etwa Frauen beim Einparken und Kartenlesen versagen?

Genau. Hier muss man aber immer bedenken, dass es sich ja um erlernte Kompetenzen handelt. Und Frauen wird eben auch eingeredet, dass sie diese Dinge nicht so gut könnten. Studien zeigen, dass Studentinnen in Mathetests ebenso gut sind wie ihre männlichen Kommilitonen – es sei denn, zu Beginn des Tests müssen sie ihr Geschlecht angeben. Dann schneiden sie schlechter ab. Ich will aber gar nicht behaupten, dass Männer und Frauen in einer vollständig gleichberechtigten Welt komplett identisch wären. Ich kämpfe nur dafür, dass wir minimale Unterschiede nicht zu Stereotypen ausbauen; dass wir jedem Menschen seine Chance geben, alles zu können, und dass wir vermeintliche Wahrheiten zukünftig skeptischer betrachten.

Welche Geschlechterunterschiede halten denn überhaupt einer kritischen Analyse stand?

Die größten Unterschiede zwischen Mann und Frau gibt es, was die Häufigkeit von Masturbation betrifft, die Wurfweite und die Einstellung zu Gelegenheitssex. Wenn ich in Firmen Vorträge halte, sage ich oft: Vielleicht sind das die Eigenschaften, die in Ihrem Unternehmen wichtig sind, um beruflich voranzukommen. Jedenfalls gibt es sonst kaum einen Grund, weshalb Frauen nicht in der Führungsetage zu finden sein sollten.